auf den östlichen Kampfplätzen zu gestehen. So verbreiten die Times eine Petersburger Meldung: die Deutschen seien vor Warschau zurückgeworfen; der Fall von Przemysl stehe unmittelbar bevor, mehrere Außenforts seien bereits im Besitze der Russen. An diesem Schwindelbericht ist zu ermessen, wie unbehaglich dem Dreiverband die Wandlung der Dinge ist. Zur Entsetzung Przemysls erfährt man jetzt, daß am 2. Oktober, kurz vor Ankunft der österreichischen Befreiungstruppen, der Oberkommandierende der Belagerungsarmee die Uebergabe forderte mit der Begründung: „Irgendwelche Hilfe für Sie von außen halte ich für unmöglich.“ Unterzeichnet: General Radkow Dimitriew. Es ist derselbe Dimitriew, der sich als bulgarischer General im Balkankrieg einen Namen machte und jetzt in russischen Diensten steht.

Von Lemberg sind bisher wenig Nachrichten eingegangen. Lemberger Flüchtlinge, denen es vor einigen Tagen gelang, zu entkommen, teilen mit: In Lemberg herrscht ziemliche Ruhe. Die ruthenischen Aufschriften wurden überall gewaltsam entfernt und durch russische ersetzt. Anfangs ließen die Russen verlauten, daß sie Polen volle Autonomie geben würden. Später aber zogen sie ihre Versprechungen zurück. Ein Teil der Stadt, die fast ausschließlich ruthenische Häuser enthält, ist zerstört. Die Gertrudenkirche ist beschädigt. Aus dem Museum wurden große Kisten mit geraubten Gegenständen auf den Bahnhof gebracht.

Auf dem galizischen Kriegsschauplatze gehen die Kämpfe, mit denen die Russen ihren Rückzug verschleiern, dauernd weiter. Amtlich wird darüber aus Wien gemeldet:

Die Kämpfe an unserer ganzen Front, von Stary-Sambor bis zur San-Mündung dauerten auch gestern an. In der Marmoros nahmen die den Feind verfolgenden Abteilungen Rahs in Besitz. Im Tale der Schwarzen Bystrzyca ziehen sich die Russen, von unseren Truppen bei Rafailowa geschlagen, gegen Zidona zurück.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabs:
v. Höfer, Generalmajor.

Das Tal der schwarzen Bystrzyca verläuft im südöstlichen Teile der Karpathen von Westen nach Osten hin. Wenn in diesem Teile des Gebirges gekämpft wird, so deutet das darauf hin, daß die Oesterreicher ihre Säuberungsoperationen bis nach der Bukowina hinunter zu erstrecken, wahrscheinlich, um den südlichen Flügel der Russen zu bedrohen und auf Lemberg zurückzuwerfen.

•

Russische Kriegsgreuel.

Wien, 16. Oktober. Aus dem Kriegspressequartier wird amtlich gemeldet: Unsere Truppen, die auf Tarnow vorrückten, hatten Gelegenheit, sich von dem allen militärischen Begriffen Hohn sprechenden barbarischen Verhalten der russischen Truppen gegenüber der einheimischen Bevölkerung zu überzeugen. Alle Ortschaften bieten ein Bild ärgster Verwüstung. Häuser wurden eingeäschert und ausgeraubt, alles übrige mutwillig zerstört. Den Bewohnern wurde auf der Straße alles abgenommen, was Wert hatte. Besonders wurden Uhren auch mit [illegible] sowohl von Mannschaften wie von Offizieren geraubt. Zu Rudeln von acht bis zehn Mann drangen die Kosaken in Läden und Wohnungen ein und packten unter Vorhaltung von Revolvern, Kleider, Pelze, Wäsche und Einrichtungsgegenstände in mitgebrachte Säcke. Der Raub wurde mit den Offizieren geteilt. Die römisch-katholischen Geistlichen wurden roh und brutal behandelt. Auch kranke österreichische und ungarische Soldaten wurden roh behandelt. Vereinzelt wurden Waren bezahlt, aber dann viel zu niedrig, da der Kurs des Rubels übermäßig hoch angesetzt war. Russische Soldaten hatten geraubte Kühe an Bauern zu verkaufen. Hatten sie aber den Kaufpreis erhalten, so nahmen sie die Kuh wieder mit. In einzelnen Bezirken wurden auch Frauen und Mädchen vergewaltigt.

•

Landsturm-Musterung in Oesterreich.

Wien, 16. Oktober. Um den noch immer sich mehrenden Ansprüchen an die Wehrmacht entsprechen zu können, und um einen möglichst großen Bestand an ausgebildeten Wehrfähigen zu schaffen, wird nunmehr die Musterung der Landsturmpflichtigen ersten Aufgebots in Aussicht genommen, welche ergeben soll, ob die Betreffenden derzeit waffenfähig, das heißt zum Landsturmdienst mit Waffe geeignet erscheinen. Die Musterung wird sich mit wenigen Ausnahmen grundsätzlich auf die in den Jahren 1879 bis 1890 geborenen Landsturmpflichtigen erstrecken, die bis einschließlich 1913 bei der Stellung oder Ueberprüfung als waffenunfähig befunden oder im Wege der Nachstellung aus dem gemeinsamen Heere, der Landwehr oder der Gendarmerie ausgeschlossen worden sind.

•

Der Bulgarenaufstand in Mazedonien.

Sofia, 16. Oktober. Die fortgesetzt einlaufenden Nachrichten über unerhörte Greueltaten serbischer Soldaten an Bulgaren in Mazedonien erregen hier die größte Erbitterung. Die Stimmen der Nationalisten werden immer dringlicher, die Regierung möge doch zur Befreiung der mazedonischen Stammesbrüder eine Aktion unternehmen und in Mazedonien einrücken. — Das Organ Geschows, Mir, berichtet aus Nisch: Die dort internierten österreichisch-ungarischen Gefangenen seien durchweg Slawen. Die deutschen und madjarischen Gefangenen seien auf dem Wege nach Nisch erschlagen worden. (?)

Keine Friedensvermittlung.

Aus **Washington** wird vom 16. Oktober gemeldet: Präsident Wilson erklärt, daß er niemals einen direkten Vorschlag über einen Friedensschluß an irgendeine Macht gerichtet hat, außer der ursprünglichen Note, worin er seine guten Dienste anbot.

Die Köln. Ztg. bringt ein Telegramm aus Berlin, in welchem gegenüber einem Artikel des Temps vom 29. September, der behauptet, die deutsche Regierung habe Präsident Wilson den Gedanken einer Vermittlung eingegeben, festgestellt wird, daß die erwähnte Anregung Wilsons ihm in keiner Weise von deutscher Seite nahegelegt worden sei. Die deutsche Regierung, überzeugt von den guten Absichten des Präsidenten, habe ihm seinen Dank für seine Bemühungen ausgesprochen, aber darauf hingewiesen, daß England sich wiederholt dahin ausgesprochen habe, es werde den Krieg bis zum äußersten führen. Sie wolle im übrigen keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß, nachdem solche Opfer gebracht wurden, nur ein Frieden angenommen werden könne, der Deutschland Sicherheit bringt und vor einem neuen Ueberfall schützt. Die von dem Temps angeführten Sätze sind — dem Bedürfnis der Selbsttäuschung entsprungen — Erfindung.

Vom Seekriegsschauplatz.

Aus **London**, 13. Oktober, wird der Rheinisch-Westfälischen Zeitung berichtet:

Man befürchtet in hiesigen Reederkreisen, daß die englischen Dampfer Indrani, Maple Branch, Highland Hope, Cornish City im südatlantischen Ozean deutschen Kreuzern zur Beute gefallen sind. Die drei erstgenannten Dampfer sind zu 75 Prozent rückversichert, die Indrani befindet sich auf der Reise von Newport nach Rio de Janeiro, die Maple Branch von England mit Kohlen nach Punta Arenas unterwegs, die Highland Hope von Buenos Aires nach Liverpool, die Cornish City mit Kohlen von England nach Buenos Aires. Alle Dampfer sind längst überfällig.

Mailand, 17. Oktober. Corriere della Sera meldet aus Petersburg: Mit dem Kreuzer Pallada, der von einem deutschen Unterseeboot in den Grund gebohrt wurde, sanken 565 Mann. Von der ganzen Besatzung blieben nur sieben Matrosen und ein Mechaniker, die sich an Land befanden, am Leben. Die deutschen Unterseeboote griffen heldenmütig eine ganze russische Panzerdivision an. Pallada sank schnell, deshalb konnte sich niemand retten. Es wird angenommen, daß die Pallada von mehreren Schüssen getroffen wurde, da ein Torpedo allein einen solchen Kreuzer nicht hätte in den Grund bohren können.

Admiral Limpus Befehlshaber der russischen Schwarzmeerflotte.

Konstantinopel, 16. Oktober. Der englische Admiral Limpus und sein Stab, die bis vor wenigen Wochen noch im türkischen Marinedienst waren, sind jetzt, dem Taswiriefkiar zufolge, in russische Dienste getreten. Limpus wurde zum Kommandanten der Schwarzmeerflotte ernannt. Nach der griechischen Zeitung Neologos reist der hiesige russische Botschafter von Giers in den nächsten Tagen nach London.

Di San Giuliano gestorben.

Rom, 16. Oktober. Der Minister des Aeußeren Marquis di San Giuliano ist heute nachmittag gegen 2½ Uhr gestorben.

Nach Blättermeldungen wird Ministerpräsident Salandra interimistisch das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten übernehmen.

Mit dem Tode des Ministers beginnt in der Presse des In- und Auslandes wieder das große Rätselraten und Kombinieren über die fernere Haltung Italiens zum Kriege. Der Verstorbene war ein Anhänger des Dreibundes. Wird es sein Nachfolger auch sein? Wird er Italiens Neutralität befürworten oder dem Drängen nationalistischer Kreise zum Kriege gegen die bisherigen Bundesgenossen, zur Abrechnung mit Oesterreich in der irredentistischen und albanischen Angelegenheit nachgeben? Soweit diese Fragen jetzt schon zu beantworten sind, kann gesagt werden, daß der Ministerwechsel noch keinen Systemwechsel bedeutet. Da Ministerpräsident Salandra mit den Anschauungen des Ministers des Auswärtigen übereinstimmte, ist für Deutschland kein Grund zu schlimmen Befürchtungen vorhanden.

St. Quentin.

Eigenbericht der Dresdner Volkszeitung.
(Verspätet eingetroffen.)

5. Oktober 1914.

Gegen 3 Uhr morgens blieb der Zug, eine Strecke vom Bahnhof entfernt, liegen. Da St. Quentin bei den Kämpfen, die in der Nähe mit Franzosen und Engländern geführt worden waren, nicht beschossen war, sondern nur in einigen Außenbezirken gelitten hat, hofften wir auf leibliches Unterkommen, verließen daher den Wagen und leuchteten uns mit den Taschenlaternen auf den Bahnomnibus an den Bahnhof heran. Dort sah es jedoch sehr wenig friedlich und behaglich aus. Zug stand neben Zug. Bei einer primitiven Feldküchenanlage lohten die Holzfeuer. In den Schalterräumen schliefen auf Stroh die Wachtmannschaften, in den Wartesälen harrten Verwundete des Weitertransports.

Vor dem Bahnhof stand ein ganzer Fuhrpark der Feldpost, der die heißersehnten Nachrichten aus der Heimat den Kämpfenden zur Front bringen sollte. In der dicken Nebelluft sahen die dürftigen Häuser um den Bahnhof herum geradezu trostlos aus; die meisten fanden wir verschlossen oder vernagelt, die wenigen Hotels waren bis auf den letzten Platz mit Offizieren und Soldaten belegt. Also hieß es, den Tag mit Geduld abwarten. Auf dem zugigen Bahnhof froren wir gehörig. Bald aber wußte ein Posten uns Rat zu geben. Die Eisenbahner, die den Betrieb in Gang brachten, hausen in abseits stehenden Güterwagen. In einem solchen Wagen fanden wir neben den schlafenden Leuten noch eine Schütte Stroh und machten es uns darauf so bequem als möglich, um trotz der empfindlichen Kühle noch etwas zu schlafen.

Morgens gab es an der Feldküche einen Topf schwarzen, heißen Kaffee. Die Stadt zeigte ein total verändertes Aussehen. Zivilisten waren wenig zu sehen. Viele Läden blieben geschlossen, und kleine Plakate an ihnen zeigten an, daß alle Waren ausverkauft seien. Auf Befragen wurde uns gesagt, daß schon seit Wochen Tabak und Zigarren nicht mehr zu haben sind. Gerade danach aber haben unsere Soldaten am meisten Verlangen. Salz, Pfeffer, Mehl, Zucker und Kaffee sind nicht zu erhalten. In den Wirtschaften wird, wenn man nach Kaffee fragt, heißer Wein angeboten. Die Not der ärmeren Bevölkerung ist groß. Fortgesetzt wird man von bettelnden Kindern und Frauen angesprochen.

In der Heimat ist inzwischen amtlich von den großen Kämpfen berichtet worden, die nicht sehr weit von hier tagelang mit großer Heftigkeit getobt haben. In den frühen Morgenstunden hörten wir ununterbrochen den Donner der fernen Kanonen. Auf den Straßen von St. Quentin wechselten in rascher Folge die militärischen Bilder. Reitermassen zogen vorüber, Pioniere mit ihren auf zahlreichen Fahrzeugen transportierten Geräten folgten, lange Munitionstransporte rasselten über das Pflaster, und die Fuhrkolonnen schienen kein Ende nehmen zu wollen.

In der wenig reizvollen Stadt erinnern zwei Denkmäler an schwere Kriegsleiden, die von der Bevölkerung im Laufe der Zeiten ertragen werden mußten. Eindrucksvoll ist ein figurenreiches Denkmal zur Erinnerung an die heroische Verteidigung der Stadt gegen die Engländer im Jahre 1557. Schlicht und würdig ist ein Monument, das an die zwei Schlachten erinnert, die zwischen Deutschen und Franzosen im Kriege 1870/71 dicht bei St. Quentin ausgekämpft wurden. Nun sind kürzlich abermals die Franzosen und mit ihnen die verbündeten Engländer nicht weit entfernt von deutschen Truppen schwer geschlagen worden. In der Stadt arbeitet eine provisorisch eingerichtete deutsche Verwaltung.

Für einen großen Teil unserer in Nordfrankreich kämpfenden Heere ist St. Quentin die Sammelstelle der Verwundeten. Leichtverwundete gehen zu Fuß nach der Stadt, um ärger mitgenommenen Kameraden auf den Fuhrwerken Platz zu lassen. Hart mitgenommen sind die meisten der Verletzten, die man kommen sieht.

Eine Stätte der Leiden, aber auch der hingebendsten Fürsorge durch Aerzte, Sanitätsmannschaften und Klosterleute ist die Verwundeten-Sammelstelle, eine große Lehranstalt, die zum Lazarett umgestaltet worden ist. Die Deutschen haben dazu nichts durch die Franzosen vorbereitet gefunden. Ganz unstreitig ist das Sanitätswesen und die Verwundetenfürsorge bei den Deutschen sehr viel besser organisiert als in Frankreich. In St. Quentin hat man sich zu helfen gesucht, so gut es ging. Was an Betten aufzutreiben war, ist beschafft worden. Für die große Menge der Verwundeten reichten sie freilich nicht aus; noch müssen manche auf Matratzen und Stroh liegen. Man ist darauf bedacht, die Einrichtungen zu verbessern, fehlende wissenschaftliche Hilfsmittel wurden und werden aus Deutschland herbeigebracht.

Auf Automobilen, die für den Krankentransport hergerichtet wurden, aber auch auf anderen Fuhrwerken aller Art werden

12]

Ende gut, alles gut.

Erzählung aus dem Ries von Melchior Meyr.

Vorderhand fehlte indes noch die Hauptsache: die Gret hatte von ihm keineswegs eine ähnliche Ansicht erlangt, wie er von ihr, und ihr war es gar nicht so vorgekommen, als ob sie füreinander geschaffen wären! — Als ein kluges und natürliches Mädchen durchschaute sie den Burschen sogleich. Er war gutmütig und eitel — so recht einer von denen, die eine Gescheite am Narrenseil führen kann, ohne daß sie's merken. Ein „Männdle“, mit dem eine Lustige zu ihrer Unterhaltung spielt, von dem sie sich flattieren und Gefälligkeiten erweisen läßt und den sie dann ohne große Gewissensbisse nach Hause schickt, wenn sich ein Besserer meldet. Wie hätte die Gret vor so einem Respekt haben können? Wenn sie aber keinen Respekt haben konnte, dann konnte sie auch nicht lieben. — Das lag in ihrem Wesen, und das merkte sie auch nachgerade selbst.

Unser Schneider hätte sich eher alles andere einfallen lassen, als daß die Gret über ihn solche Gedanken hegte. Er hatte den besten Mut; denn alles zusammengenommen, konnte so ein Mädchen nicht von Glück sagen, wenn sie ihn bekam? Er war eifrig, dies lag in seiner Natur; aber er war eifrig mit Zuversicht. Zunächst kehrte er beim Vetter Maurer ein, so oft es anging, und wenn er der Gret einen Gefallen tun konnte, so ergriff er die Gelegenheit mit Begierde. Als sie in diesen Tagen einen neuen kattunenen Kittel zu haben wünschte, fertigte er denselben (denn er war Männer- und Frauenschneider) in kürzester Zeit und brachte darin eine sinnreiche Neuerung an, indem er behauptete, ein Mädchen, das in der Stadt gewesen sei, müsse sich feiner tragen als eine gewöhnliche Bauerntrutschel! Er brachte ihr von Hause Sträußchen mit und spitzte daher seine Komplimente so fein zu, daß er selber daran seine Freude hatte. Kurz er huldigte der Schönen auf eine Weise, der man ansehen mußte, daß er sie anderswo gelernt habe als zu Hause bei seinem Vater.

Nach und nach fand die Gret doch Gefallen daran. Der Schneider hatte aber auch eine günstige Zeit getroffen. Die Spannung zwischen ihr und Michel dauerte fort. Bei einer dritten Begegnung hatte sie, wie natürlich, ihn nicht gegrüßt, und er war mit einem nur um so „wildern“ Gesicht an ihr vorübergeschritten. Die Grobheit eines Menschen, dem sie vor allen den Vorzug gegeben hätte, verdroß das Mädchen im Innersten ihres Herzens, und in diesem Zustande hatte die Höflichkeit des Schneiders etwas Wohltuendes für sie. Sie brauchte einen Ersatz, der junge Vetter gewährte ihn, und sie konnte sich nicht enthalten, ihn freundlich dafür anzusehen. Einmal, in weicherer Stimmung, dankte sie mit besonderer Wärme, und dem Blick, mit welchem sie die Worte begleitete, gab die Dankbarkeit der gerührten Seele einen Glanz und einen Schmelz, wie ihn der Schneider noch nicht gesehen. Jetzt konnte er sich nicht mehr täuschen; das schöne Bäschen gehörte ihm, sie hatte sich verraten! Jetzt durfte er nur reden und die Sache war fertig! — Er redete zunächst doch nicht; vielleicht weil er des Sieges gewiß war, oder weil ihn der schelmische Genius, der sein Los zu weben hatte, davon abhielt. Das konnte er sich aber nicht versagen, beim Abschied die Zuversicht seines Herzens mit wohlgefälliger Miene sein anzudeuten.

Die Gret sah ihm trübe lächelnd nach. „Du guts Bürschle!“ rief sie für sich und zuckte die Achseln. — Ihre Gedanken nahmen den Lauf wieder zu dem Enakssohn. Nach einer Weile sagte sie: „Könnt' ich der Michel net oh höflich sei' und dischgeriera' und flattiera' wie der Schneider? Mueß denn grad der, den e möcht', der gröbst und der dommst sei' em ganza' Dorf? 's ist doch ner en der Welt, wie's sei' soll!“

Wenn sie in andern Momenten wieder dachte, Michel könnte sich am Ende doch bessern, so erfüllte dieser ihre Erwartung fürs erste nicht. Er trutzte weiter — er wollte in der Tat nichts mehr von ihr wissen; das heißt er wollte im Grunde immer noch gar viel von ihr wissen, aber er gab es nicht zu erkennen. Die Besuche des Schneiders und die Reden, die darüber im Dorf umzugehen anfingen, brachten in seinen Gedanken keine Aenderung hervor. Daß ein Mädchen wie die Gret so einen „Krampen“ wie den Schneider möge, konnte er fürs erste nicht glauben. Wenn sie ihn aber mochte, wenn sie so einen „miserabeln Kerl“ lieber haben konnte als ihn, dann sollte sie ihn nur nehmen und zum Gespött werden mit ihm! Unser Bursche hatte über die „Weibsbilder“ schon so viel nachgedacht und vernommen, daß er wußte: sie seien eigentlich „d's Deufels“ und auskennen werde sich so leicht keiner in ihnen. Als er sich aber vorstellte, daß die Gret sich wirklich dergestalt verirren und den Schneider nehmen könnte, wo doch er, der Michel, zu haben war, da stieg ein Gefühl der Geringschätzung gegen ihren Verstand, ihren Charakter, ihre ganze Person in ihm auf, welche die Liebe für den Moment gänzlich überdeckte. „Wann's so komma dät, wann's dean lieber hätt' wie mih, nocht dät e me doch schäma', daß e nor a Menutt ebbes von 'r g'halta' hob!“ — Es war ihm aber auch bei diesem Ausruf noch, als ob's eigentlich doch nicht so sein könnte.

Unterdessen hatte die Ernte begonnen, und in dieser Zeit können es Leute, die in einem Dorfe, zumal in einer Gasse wohnen, nicht vermeiden, sich öfter zu sehen. Michel traf die Gret eines Tages mit dem Maurer, dieser grüßte, und unser Bursche konnte nicht so sehr die Lebensart außer acht setzen, daß er nicht dankte. Wie er nun mit ehrbarem Ton „Godda'n Ohbed“ sagte, benutzte das Mädchen die Gelegenheit, um mit etwas gedämpfter Stimme gleichfalls ein „Godda'n Ohbed“ anzufügen. Was sie sich dabei gedacht, konnte zweifelhaft sein; gleichwohl empfand Michel diesmal bei dem Ton ihrer Stimme ein wohltuendes Zucken in seinem Herzen, und es schien ihm unmöglich, daß dieses nachträgliche „Godda'n Ohbed“ nicht etwas zu bedeuten habe, und zwar etwas Gutes. — Das nächstemal kam sie ihm allein entgegen. Sie grüßte nicht, weil sie jetzt eben von ihm gegrüßt zu werden hoffte. Als er aber wieder stumm blieb, sah sie ihn von der Seite mit einem Blick an, der auch einen Härtern, wie er war, in die Seele hätte treffen müssen. Dieser Blick sagte: „O du dommer Kerl, willst du a Mädle net grüßa', die so viel auf de hält!“ — Michel

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416951805-19141017/2 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG